

Alterseiland

Autor(en): **Zimmermann, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Größere Herden werden nämlich nur auf den weiten Ebenen im Innern des Landes, hundert bis hundertfünfzig Meilen tiefer landeinwärts gehalten, und die meisten Tiere schlachtet man auch schon dort, um ihr Fleisch an der Sonne zu dörren und es dann als „carne secca“ in einem für Europäer doch recht widrigen Zustand zum Verkauf zu bringen. — Kaum vom Pferd gestiegen und im Begriff es mir etwas bequem zu machen, da der Ritt immerhin recht anstrengend gewesen, konnte ich die Wahrnehmung nicht abweisen, daß die Familie, in die wir eben eintraten und die uns übrigens alle mögliche Freundlichkeit erwies, sich trotzdem in einer ungewöhnlichen und nicht heitern Aufregung befand. Man vermochte auch nicht lange darüber zu schweigen, und so erfuhr ich bald die Ursache der Verstörung und Bekümmernis, von der besonders die Eltern, aber fast ebenso die Kinder des Hauses beherrscht wurden. Vor kaum einer Stunde war die älteste Tochter des Herrn Gabrielo, von dessen verstorbener ersten Frau, plötzlich aus dem Umkreis der Fazenda verschwunden, ohne daß man eine bestimmte Ahnung hatte, wohin. Da sie früher meine Schülerin gewesen war, wußte ich, daß sie nicht älter als höchstens siebzehn Jahre sein konnte; aber für um so unwahrscheinlicher hielt ich es, daß sie sich vielleicht entfernt hätte, um sich zu verheiraten. Nach hiesiger Sitte war es eigentlich für sie schon zu spät, in die Ehe zu treten, da sich für die Mädchen nach dem vierzehnten Jahre selten noch ein Freier findet; aber auf meine Frage, wen man im Verdacht habe, der mutmaßliche Entführer zu sein, erwiderte Herr Gabrielo, daß er niemand kenne, dem er dergleichen zutrauen könne. Auch habe Donna Veridiana, seine Tochter, immer sehr eingezogen gelebt und gar keine weltlichen Neigungen gezeigt, besonders seit sie sich darein ergeben, sich nicht mehr zu verheiraten, weil bis dahin kein passender Bewerber erschienen.

„Sie wissen, Senhora Donna,“ sagte er, „daß ziemlich viel Vermögen nötig ist, um einen Hausstand zu begründen, und obgleich der Besitz, den Veridiana von ihrer Mutter geerbt hat, gar nicht unbedeutend ist, habe ich doch nicht viel Kunde davon unter die Leute kommen lassen wollen. Verstehen Sie, ich kann das Geld nicht gut entbehren, und sobald meine Tochter sich verheiratet hätte, würde ich es natürlich herauszahlen müssen. Sie befand sich ja auch bei uns ganz glücklich, und wenn sie nur behütet wurde, sich irgend einer Thorheit hinzugeben, so konnte ich die Verwaltung ihres Vermögens ungestört behalten, bis sie volljährig wurde, und selbst dann würde sie, bei ihrem stillen, nachgiebigen Wesen leicht eingewilligt haben, daß mir die Disposition noch länger geblieben wäre, oder im Fall meines Ablebens meinem Sohn Odoardo.“

„Dessen ungeachtet hat vielleicht eine Entführung stattgefunden,“ beharrte ich, weil ich wußte, daß Heiraten hier auf offener Landstraße oder in einer Waldhütte, zu der man den Priester zuvor bestellt hat, und bei der zufällig des Weges kommende Leute zu Zeugen genommen werden, gar nichts Seltenes sind; aber Senhor Gabrielo schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, Senhora Donna, dergleichen läßt sich doch nicht ohne vorheriges Einverständnis mit dem Mädchen ins Werk setzen, und wie ich ihnen schon bemerkte, können wir durchaus nicht annehmen, daß Veridiana eine Bekanntschaft

gemacht haben kann, die ihr gefährlich geworden ist, besonders weil sie für vermögenslos galt!“ — „Ja, vermuten Sie denn, daß Donna Veridiana verunglückt ist, nämlich in einen Abgrund gestürzt, oder dergleichen?“ rief ich eifrig. — „Wenn es nur das wäre!“ verlegte Donna Felizbela voreilig, besann sich aber und sagte: „Wir haben bereits alles durchsuchen lassen und sind überzeugt, daß nichts der Art geschehen sein kann. Mein Sohn Odoardo ist nun fortgeritten, und vielleicht gelingt es ihm, die Spur des Mädchens zu entdecken. Sie möchte ja machen, was sie wollte, wenn sie nur . . .“ Hier schwieg die Dame; aber ich wußte auch ohne ihr Geständnis, daß sie schließlich getröstet sein würde, sobald sie über das Vermögen der Stieftochter Beruhigung erhielt. Da Senhor Gabrielo im Augenblick abgerufen wurde, fuhr sie zu mir gewendet vertraulich fort: „Sie müssen nicht denken, daß ich eine schlechte Stiefmutter bin, Senhora; aber meine eigenen Kinder stehen mir doch näher, und Donna Veridiana war nie liebenswürdig, wissen Sie. Mein Mann kennt das nicht so genau! . . . Was wissen die Herren überhaupt von Charakteristik der Kinder? . . . So ein Vater sieht ja immer nur das Äußere Wesen. Aber man durfte nichts sagen . . . sonst hätte Senhor Gabrielo geglaubt, ich wolle meine Stieftochter nur verleumdern. Aber eine versteckte, eigensinnige Person ist sie immer gewesen, und Gott mag wissen, was sie jetzt angestellt hat . . . obgleich sie sich stets sehr fromm gebärdete.“

„Sie glauben also doch, daß sie mit freiem Willen gegangen ist?“ fragte ich. — Sie zuckte die Achseln: „Wer weiß es?“ fügte aber dann hinzu: „Ja, ich glaube, daß es ein schon lang überlegter Entschluß ist.“ — „Wohin denn aber, Senhora? Gewiß haben Sie darüber ebenfalls eine Meinung!“ — „Freilich,“ gab sie zu — „aber ich möchte lieber nichts verraten, bis wir Gewißheit haben!“ — Ich sah sie wohl sehr erstaunt an; denn sie fuhr fort: „Sehen Sie, Senhora, als wir noch in São Paulo waren — wie Sie wissen, sind wir erst vor einigen Monaten hiehergekommen, — da ist Veridiana fast jeden Tag zur Messe gegangen, und oft ohne mich, nur von ihrer Negerin, der Corinna begleitet, weil sie gar zu fromm geworden war, seit alle ihre Freundinnen verheiratet worden sind und sie allein übrig geblieben.“ — „Nun, und?“ rief ich etwas ungeduldig. „Was wollen Sie damit andeuten, Senhora?“ — „Mein Gott, es wird Ihnen doch bekannt sein, Senhora, daß die Messe gerade die beste Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebeshändeln bietet, und was weiß so ein Kind davon, ob der Mensch sie dann heiraten will oder nicht? . . . Oder sie ist auch ohne Heirat zufrieden, weil sie nicht länger warten mochte.“ — „O, Sie haben Recht, Senhora,“ entgegnete ich sehr ernst, „wenn Sie über solche Vermutungen schweigen, da es doch sehr möglich ist, daß die Dinge sich ganz anders verhalten . . .“ Und mit einiger Bitterkeit überlegte ich im Stillen, wie doch die Leidenschaft, eines Mädchens Sittlichkeit in Zweifel zu ziehen, überall dieselbe zu sein scheint, was um so verächtlicher erachtet werden muß, wenn man dabei in Betracht nimmt, daß immer noch ihre vollkommenste Unwissenheit über alles, was sie selbst am nächsten angeht, für ihre höchste Ehre gilt und folglich sie für nichts verantwortlich gemacht werden sollte.

(Schluß folgt).

Alterseiland.

Jüngst im Traume sah ich eine Insel
Weit im Meer, vom Abendrot bestrahlt,
Greifbar deutlich, wie mit einem Pinsel
Auf die Leinwand künstlerisch gemalt.

In der untergehenden Sonne Blitzen,
Die im Wasser spielten gold'nen Scheins,
Sah ich selber mich am Ufer sitzen
In dem Schatten eines Palmenhains.

Doch nicht war ich's mit dem ungefügen
Thatendrang und meinem Blut so heiß:
Stilles Leuchten lag auf meinen Zügen
Und mein Haar erglänzte silberweiß.

Träumend schaut' ich in die blaue Ferne,
Mit der Hand beschattend meinen Blick,
Wie ein Wanderer beim Abschied gerne
Auf das Thal der Heimat schaut zurück.

Die manch wilder Aufruhr einst durchschäumte,
Ruhig glatt — ein Spiegel — lag die Bucht,
Abendwärts entfloh das goldgesäumte
Letzte Sturmgewölk in scheuer Flucht.

Still war's rings — ein weites heil'ges Schweigen —
Nur die Wellen rauschten leis am Strand
Einen Sang, so schlummernmüde und eigen,
Wie ein Glockenchor aus fernem Land —

Und wo Meer und Himmel sich verbluten,
— Schwänen gleich — am Horizonte weit
Glitten weiße Segel durch die Fluten,
Fast wie Grüße aus der Jugendzeit.

Lange schaut' ich — dann heraufgezogen
Kam die Nacht, ihr Fittich rauschte mild,
Sterne grüßten weit am Himmelsbogen,
Und in Dunst und Dämmer schwand das Bild.

Dr. A. Zimmermann, Oerlikon.



La Martorana zu Palermo (1843).
Sepiazeichnung von † Aurèle Robert (1805—1871).
Original in der Kupferstichsammlung der Polytechnischen Schule.



Der kleine Genießer.

Nach dem Delbild von Martin Schönberger, Zürich.

